

dtv

Deutschland 2019: Der Sozialstaat steht kurz vor dem Zusammenbruch; mehr als zehn Millionen Menschen sind arbeitslos, und ein großer Teil der Bevölkerung ist verarmt. Vor dem Hintergrund horrender Steuern und Sozialabgaben hat eine inoffizielle Organisation begonnen, Sozialhilfeempfänger bei Krankenhausaufenthalten durch Verabreichung eines Giftes zu töten. Volker Kühn, ein ehemals erfolgreicher Kundenberater, ist zum Sozialfall geworden und wird im städtischen Krankenhaus Opfer dieser »Behandlung«. Durch einen Zimmergenossen erfährt er, dass er das Gift bereits erhalten und nur noch wenige Stunden zu leben hat. Er flieht aus der Klinik und versucht, verfolgt von den Agenten des mörderischen Systems, die ungeheuerliche Wahrheit publik zu machen. Ein schockierender Thriller, der hoffentlich niemals Wirklichkeit werden wird.

*Andreas Laudan*, geboren 1967 in Lüneburg, ist promovierter Musikwissenschaftler und lebt heute als freier Schriftsteller in der Nähe von Hamburg. Seinen Lebensunterhalt verdiente er lange mit Gelegenheitsjobs am Rande der Armutsgrenze, später mit einer Anstellung als Kartenverkäufer. ›Pharmakos‹ ist sein erster Roman.

Andreas Laudan

# Pharmakos

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Handlung des vorliegenden Romans ist frei erfunden. Sämtliche im Text genannten Personen, Presseorgane sowie Wirtschaftsunternehmen einschließlich ihrer Namen und Standorte sind fiktiv; Ähnlichkeiten mit wirklich existierenden Personen, Presseorganen oder Wirtschaftsunternehmen sowie deren Namen und Standorten sind unbeabsichtigt. Zufällige Namensähnlichkeiten wurden, so weit dies möglich war, durch Internetrecherche vermieden, können jedoch nicht völlig ausgeschlossen werden. Auch die Medikamente *Axxidizyn*, *Hämoliqidon* und *Noctagil* sind rein fiktiv und spielen nicht auf möglicherweise existierende Arzneistoffe mit graphisch oder phonetisch ähnlichen Namen oder vergleichbaren pharmakologischen Eigenschaften an.

Originalausgabe

Mai 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co, KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© Andreas Laudan

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Michaela Korbel unter Verwendung  
einer Illustration von mauritius images/age

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Garamond 9,75/12,25

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21139-0

Wer nicht arbeiten will, der  
soll auch nicht essen.  
*2. Thessalonicher III*



*ERSTER TEIL*

*12.00 - 16.00 UHR*



12:04

zeigte die Digitaluhr auf dem Nachtschränkchen. Volker Kühn blickte abwesend auf die hellblau leuchtenden Ziffern – dann sah er sein Gesicht in der dunklen Spiegelfläche dahinter und erstarrte: Blassrote Pusteln bedeckten seine Stirn wie ein bizarres Muster aus getrockneten Blutflecken.

Kain hatte gesündigt, und Gott hatte ein Zeichen an seiner Stirn gemacht. Und Kain musste fortgehen und im Lande Nod wohnen – dem Land, aus dem niemand zurückkehrte.

»Nein«, hörte Volker sich sagen. »Nicht so ... nicht so ...«

Er stürzte ans Bett seines Nachbarn, packte den Sterbenden bei den Schultern und rüttelte ihn. »Andresen! Um Gottes willen, kommen Sie zu sich!«

Andresens Augenlider flatterten, und sein Blick, schon halb in einer anderen Welt, fing sich mühsam an Volkers schreckverzerrtem Gesicht. Einige Sekunden lang sahen sich die beiden Bettnachbarn stumm in die Augen.

»Sie auch?«, flüsterte der Ältere. Dann dehnte sich sein Brustkorb zu einem mühsamen Atemzug, und sein Kopf sank zur Seite. »So eine Schande«, sagte er. »Ein junger Kerl wie Sie ...«

»Ich will nicht sterben!«, stieß Volker hervor. »Helfen Sie mir, Andresen! Was kann ich tun?«

»Gar nichts können Sie tun«, sagte der alte Mann müde. »Legen Sie sich hin, dann geht es schneller. Kämpfen Sie nicht dagegen an.«

»Wie viel Zeit noch?« Volker packte den ehemaligen Arzt bei den Schultern und drehte ihn zu sich herum.

»Einen halben Tag«, sagte Andresen leise, »wenn Sie ruhig liegen bleiben.«

Volker wurde schwarz vor Augen. »Und wenn nicht?«

Andresen schüttelte den Kopf ... sehr langsam, und sehr lange, als könne er nicht glauben, was offensichtlich war. »Sie wollen es hinauszögern?«

Volker nickte wild.

Andresen seufzte. »Dann bewegen Sie sich. Laufen Sie herum und halten Sie Ihren Kreislauf in Gang.« Er wandte den Kopf zur Seite und nickte in Richtung seines Nachtschränkchens. »In der Schublade dort ist Aspirin. Nehmen Sie vier Tabletten auf einmal, und jede Stunde eine weitere ... das verdünnt das Blut.«

Volker riss die Schublade auf und kramte mit fliegenden Fingern nach den Tabletten. Endlich fand er das Röhrchen und schraubte es fahrig auf – die Tabletten fielen heraus, verstreuten sich über den Boden, und einige kullerten quer durch das Krankenzimmer. Volker fluchte, warf sich auf den Boden und haschte nach einer Tablette, die unter das Bett seines Leidensgefährten gerollt war.

»Unfassbar«, hörte er von oben Andresens Stimme. »Die müssen sich wirklich sicher fühlen ... zwei von uns am selben Tag, im selben Zimmer ... vielleicht, weil keiner von uns Angehörige hat.«

Volker achtete nicht auf ihn. Unter normalen Umständen hätte er es pietätlos gefunden, so unter dem Bett eines Sterbenden herumzukriechen, aber er hatte schon lange verloren, was ahnungslose Humanisten einst die Menschenwürde genannt hatten. Im Moment war er sich selbst der

Nächste. Er bekam die Tablette zu fassen, raffte den kläglichen Vorrat zusammen – gerade fünf Stück – und stolperte in die Nasszelle.

Während er seinen Zahnputzbecher mit Wasser füllte und die Tabletten hinunterwürgte, hörte er wieder die mahnende Stimme des alten Mannes.

»Lassen Sie es, Kühn. Sie machen es sich nur unnötig schwer. Wollen Sie auf der Straße sterben?«

Volker ließ den leeren Plastikbecher zu Boden fallen und stürzte erneut ans Bett seines Nachbarn. »Hören Sie, Andresen«, keuchte er. »Ich will *überhaupt* nicht sterben. Jedenfalls nicht so. Ich will noch lange genug leben, um die Sache bekannt zu machen.«

Andresen lachte – ein stimmloses Lachen, nur an den ruckartigen Hebungen seines Zwerchfells unter der Decke erkennbar. »Mit Aspirin und Bewegung schaffen Sie es vielleicht zwölf Stunden – aber länger auf keinen Fall. Spätestens um Mitternacht sind Sie tot. Was haben Sie denn vor?«

»Sie haben doch gesagt, es gäbe ein Gegenmittel ...«

Andresen seufzte. »Vor *siebzehn Jahren*, in Hamburg ... wahrscheinlich ist es längst vernichtet worden.«

»Das werden wir sehen«, sagte Volker. »Wie hieß der Professor, der das Projekt geleitet hat?«

»Hans Degus«, sagte Andresen leise. »Aber der kann inzwischen sonst wo sein. Gut möglich, dass er längst tot ist. Und falls er noch lebt, wird er Ihnen nicht helfen, Kühn. Er wird es weder wollen noch dürfen.«

»Das werden wir sehen«, wiederholte Volker zwischen zusammengebissenen Zähnen. Er hob den Kopf, und seine Augen glitten zum Fenster. Was auch immer geschehen würde; als Gefangener wollte er nicht sterben. Er würde fortgehen aus diesem Krankenhaus, das in Wahrheit ein Sterbehaus war. Was das ferne Land Nod betraf, so war es

von jedem Ort der Welt aus zu erreichen – und er, Volker Kühn, würde sich nicht auf einem klapprigen Bettgestell mit baumelndem Tropf dorthin tragen lassen.

*Ich kann hinüber laufen, wenn ich will*, dachte er vage. *Laufen hält das Blut in Bewegung.*

Andresen zog scharf den Atem ein, und sein Körper verkrampfte sich.

»Was ist?« Volker näherte sich ihm unwillkürlich.

Andresen, der die Augen geschlossen hatte, öffnete sie wieder – und nun stand in seinem Blick keine Müdigkeit und auch kein Mitleid mehr, sondern nackte Angst. Plötzlich war er es, der Volker am Arm packte.

»Gehen Sie nicht!«, stieß er hervor, und sein flackernder Blick bohrte sich in Volkers Augen. »Bleiben Sie ... Wenigstens, bis ich es überstanden habe!«

Volker wusste nichts zu erwidern. Das Grauen hatte auch ihn ergriffen, und für einen Moment waren sein eigenes Schicksal und seine Fluchtpläne wie weggeblasen. »Kann ich ... irgendwas tun?«, flüsterte er.

Andresen antwortete nicht. Sein Blick hing jetzt starr an der gegenüberliegenden Wand, einer Wand, so weiß und tot wie das sterile Bettlaken unter seinem Kinn. Sein Unterkiefer zitterte.

»Ich traue mich nicht, die Augen zuzumachen«, lallte er mit grauenhaft veränderter Stimme – der Stimme eines Kindes, das sich vor der Dunkelheit fürchtet. »Ich traue mich nicht ... Ich habe Angst, dass ich sie nicht wieder aufmachen kann ...«

Er atmete hechelnd.

Volker lief ein Schauer über den Rücken. *So ging Kain hinweg und wohnte im Lande Nod ...*

Andresens Unterkiefer öffnete sich, und ein Speichelfaden rann über sein unrasiertes Kinn. Seine Augen erstarrten.

»Es liegt kein Trost in dem Gedanken, dass ich es bald überstanden habe«, hatte Andresen noch vor wenigen Stunden gesagt. »Ich werde nicht sterben wie Sokrates, der den Giftbecher trank. Ich werde keine feierliche Rede halten, und keine Nachwelt wird meine Opferbereitschaft und meinen Mut preisen ... Ich bin *Pharmakos*. Ich werde nicht in Frieden gehen, sondern fortgejagt werden.«

Volker löste die Finger des Toten von seinem Arm und drückte die erstarrte Hand mit einem letzten, stummen Gruß. Dann wandte er sich ab, ging eilig zu seinem Spind und kramte die letzten Habseligkeiten hervor, die ihm noch geblieben waren: Seine zerschlissene Jeansjacke, seine Brieftasche mit den Papieren, sein Adressbuch und einen Zehn-Euro-Schein. Das war alles, was er besaß. Natürlich konnte er die Jacke nicht anziehen; es würde sofort Verdacht erregen, wenn er in Straßenkleidung auf dem Gang erschien. Auch seine Papiere ließ er nach kurzer Überlegung zurück. Kreditkarten besaß er schon lange nicht mehr – also blieben ihm nur der Geldschein und das Adressbuch.

Volker schob beides in die Taschen seiner Jeans, dann warf er einen letzten Blick auf den verhassten Raum: Ein weiß tapeziertes Zimmer mit kahlen Wänden; zwei Betten, das eine zerwühlt und leer, in dem anderen der Leichnam Andresens, dessen Kopf ein dunkler Fleck in all dem Weiß war, eine unförmige Knolle in der geometrischen Glätte der makellosen Laken.

»Lebwohl«, flüsterte Volker rau – dann wandte er sich ab und stürzte auf den Gang hinaus.

»Hilfe! Hilfe! Mit Herrn Andresen ist was!« Er brauchte sich kaum Mühe zu geben, um Panik zu simulieren. Die beiden weiß gekleideten Gestalten aus dem Schwesternzimmer gegenüber kamen sofort herbeigelaufen.

»Schnell!«, brüllte Volker und gestikulierte wild zur Tür hinüber. »Er atmet nicht mehr!«

Die beiden Schwestern betraten das Zimmer mit der milden Eile des notfallgewohnten Klinikpersonals.

»Defibrillator!«, rief eine von ihnen mit unangenehm spitzer Stimme.

*Wollt ihr tatsächlich sein Leben retten?*, dachte Volker. *Oder spielt ihr nur Theater?*

Wie auch immer; sie würden ihn aufhalten, wenn er versuchte, die Station zu verlassen. Seine einzige Chance bestand darin, dass die beiden zu sehr mit ihrer eigenen Komödie beschäftigt waren, um die seine zu durchschauen.

Volker drehte sich um und rannte los. Gewiss, sie würden in wenigen Sekunden hinter ihm her sein. Doch seine Kondition war immer noch weitaus besser, als der süffisante Herr Scherchen von der Krankenkasse glauben mochte, der ihn als »gesundheitsrenitent« eingestuft hatte.

*Jetzt werden wir ja sehen, wer den längeren Atem hat*, dachte Volker, als er um die Ecke bog und zur Glastür am Eingang der Station rannte. *Spätestens um Mitternacht bin ich im Lande Nod. Samstag, den 20. Juni 2019, werde ich nicht mehr erleben. Aber bis dahin werde ich einigen von euch noch das Spiel verderben ...*

Er stieß die Glastür auf und versuchte sich an die Lage des Treppenhauses zu erinnern. *Wie komme ich hier raus?*, überlegte er fieberhaft. *Rechts? Links?*

Zwei weitere Gestalten in Weiß, die von links den Gang herunterkamen, nahmen ihm die Entscheidung ab. Volker verlangsamte seine Schritte, um nicht durch verdächtige Eile aufzufallen. Zugleich wandte er sich nach rechts, sodass die beiden Ärzte hinter ihm gingen und den Ausschlag auf seiner Stirn nicht sehen konnten.

*Schirmmütze*, dachte er unzusammenhängend. *Ich brauche eine Schirmmütze.*

Die Schritte in seinem Rücken beschleunigten sich plötzlich.

»Hallo, Sie da! – Hallo!«

*Links* – erinnerte sich Volker. *Verflucht ...* Links war der Treppenaufgang!

Er wirbelte herum und rannte direkt auf die beiden Ärzte zu. Sie sahen ihn kommen; ihre Gesichter verzerrten sich zu Masken des Erstaunens, dann des Erschreckens. Glücklicherweise blieb ihnen keine Zeit für eine koordinierte Reaktion. Volker warf sich mit einem lauten Schrei auf die beiden und riss sie zu Boden. Der eine knallte gegen die Wand und sackte benommen zusammen; der andere stolperte über den Saum seines Kittels und schlitterte einige Meter über den blankgebohnerten Flur.

*Das tut gut*, dachte Volker, als er sich wieder aufrappelte.

»Hilfe!«, keuchte einer der Ärzte hinter ihm, als weitere Schritte sich näherten. »Der will abhauen!«

*Abhauen ... Sieh mal an.* So leicht rückten die Kerle also mit der Wahrheit heraus: Sie wussten sehr wohl, dass sie nichts weiter waren als Gefängnisaufseher.

Endlich: die Treppe! Volker flankte hinunter, indem er mit jedem Schritt vier Stufen nahm, immer rechtsherum im Karree, denn der Treppenschacht war gewendet. Er fühlte kaum den Schwindel, der sich bei diesem Tempo unweigerlich einstellen musste. Die Stationstüren flogen an ihm vorbei: 4B – 3B – 2B – Aufnahme. Eine Gruppe von Patienten kam ihm entgegen, stumpfsinnig dreinblickende Lämmer unter Führung eines Pflegers.

»Halten Sie den Mann auf!«, brüllte eine Stimme von oben den Schacht herunter.

Doch der Pfleger starrte nur verdattert auf Volker, der an ihm vorbeifegte und versuchte, sich einen Weg durch die dichtgedrängte Gruppe zu bahnen. Gesichter umringten ihn, junge und alte, gleichmütige und verzweifelte.

»Lauft weg!«, schrie Volker ihnen zu. »Sie bringen euch um!« Doch er sah nur stumme Blicke, teilnahmslos, ungläubig.

»Halt!«, schrie wieder jemand von oben. Schritte polterten die Treppe herunter. Volker schwang sich aufs Geländer und rutschte vorbei an der gaffenden Menge hinunter. Als er unten ankam, brannten seine Hände.

Inzwischen waren seine Verfolger näher gekommen, doch hatten sie nicht weniger Mühe als er, sich durch die stumme Patientengruppe zu drängen. Irgendwo schrillte eine Alarmlampe.

Endlich: die Tür zur Eingangshalle. Er stieß sie so heftig auf, dass die Scheibe im Rahmen klirrte, und rannte quer durch den Saal. Flanierende Besucher und kaffeetrinkendes Personal am Kiosk drehten sich nach ihm um, und selbst der Pförtner streckte den Kahlkopf neugierig aus seiner Loge hervor. Doch niemand unternahm etwas. Offenbar stellten die Passanten im Moment noch keinen Zusammenhang zwischen dem Alarm und dem Flüchtenden her, der jetzt auf den Ausgang zurannte.

»Augenblick mal, bitte!«, reagierte schließlich der Pförtner als Erster. Volker beachtete ihn nicht, sondern riss die innere Glastür des schleusenförmigen Eingangs auf, wobei er fast mit einer Schwester zusammenstieß, die einen Rollstuhl hereinschob. Im selben Moment preschten seine Verfolger auf die Tür zu – mittlerweile vier oder fünf Ärzte in flatternden Kitteln.

»Halt!«, schrie nun der Pförtner, der inzwischen begriffen hatte, was vorging. Er warf sich über seinen Tresen nach vorn und versuchte, den Ausreißer am Sweatshirt zu packen, griff jedoch knapp ins Leere. Volker gelangte in die gläserne Schleuse, umrundete die Krankenschwester, die mit offenem Mund stehen geblieben war, und warf sich im Sprung gegen die äußere Glastür.

»Stehen bleiben!«, brüllte der Pförtner von drinnen und flankte zu einem Notfallhebel, der offenbar dazu diente, die Ausgangstür zu verriegeln.

Doch Volker war bereits draußen – im selben Augenblick, als zwei seiner Verfolger in die Schleuse stürmten. Einer von ihnen stieß mit der verdutzten Krankenschwester zusammen; der andere knallte gegen die äußere Tür, die gerade wieder zurückschwang, und taumelte mit blutender Stirn rückwärts. Volker sah eine Sekunde lang in sein Gesicht: grellblaue, weit aufgerissene Augen, zwischen denen langsam ein schmaler Blutfaden herabließ.

*Seht ihr, dachte er fast belustigt, jetzt bin ich nicht der Einzige mit tätowierter Stirn.*

Der Arzt schrie wütend und schlug mit den Fäusten gegen die Tür – doch die war verriegelt; der Pförtner hatte die Sicherung gerade im falschen Moment einschnappen lassen. Allerdings würde er seinen Irrtum bemerken, und zwar innerhalb der nächsten Sekunden. Volker drehte sich um und rannte weiter, rechter Hand über den Parkplatz, womit er aus den Augen seiner Verfolger verschwand.

Kaum war er um die nächste Ecke gebogen, als ihm eine Idee kam. *Der älteste Trick der Welt*, dachte er. *Klappt fast immer ... zumindest im Film.*

Er warf sich zu Boden, kroch hinüber zu den parkenden Fahrzeugen und robbte unter die Karosserie eines großen BMW Cabrio.

Die nächsten Minuten lag er still da, starrte auf das ölverschmierte Motorengestänge vor seiner Nase, atmete den scharfen Benzingeruch ein und lauschte auf die Geräusche draußen. Unter normalen Umständen wäre er vor Platzangst gestorben: Der Wagen lag ziemlich niedrig, und bei jedem Atemzug berührte sein Bauch die schmutzigen Eingeweide des Fahrzeugs, die sich kaum zwei Handspannen hoch über

dem Boden befanden. Doch im Moment hatte er andere Probleme; er bemühte sich, keinen Laut zu verursachen und seinen wild keuchenden Atem zu beruhigen.

Nur Sekunden, nachdem er sein Versteck bezogen hatte, hörte Volker seine Häsher auf den Vorplatz hinausstürmen: Irgendjemand rief etwas; hastende Schritte überquerten das Pflaster in verschiedenen Richtungen, Schritte von mindestens drei Personen. Volker drehte den Kopf zur Seite und sah etwa zehn Meter entfernt ein Paar Füße, die in weißen Socken und Sandalen steckten. Der Mann hielt inne und schien sich umzusehen; die Füße drehten sich wie zu einem bizarren Ballett.

»Wo ist er hin?«

»Zum Kurpark!«, rief eine andere, entferntere Stimme.  
»Schlägt sich bestimmt irgendwo in die Büsche!«

Die weiß besockten Füße setzten sich wieder in Trab und verschwanden.

Volker blieb still liegen ... Die Gefahr der Entdeckung war weitaus größer, wenn er jetzt zu entkommen versuchte, als wenn er einfach wartete, bis sich die Männer zerstreut hatten. Noch hatte er Zeit – vielleicht zwei Minuten oder drei. Länger nicht.

*Heute Nacht um null Uhr, dachte Volker, bin ich sowieso tot. Vielleicht schon früher.*

Er glaubte das Zirkulieren des Giftes in seinen Adern zu spüren. Doch es war seltsam: Der drohende Tod lähmte ihn nicht wie damals bei der Diagnose seiner Krankheit; er schien im Gegenteil seinen Lebenswillen wieder zu wecken. *Der letzte Countdown, dachte Volker. Zu wissen, dass man in sechs Monaten sterben könnte, ist ein zäher, klebriger, betäubender Gedanke – aber wenn es nur noch zwölf Stunden sind, dann fühlt man sich plötzlich wacher als je zuvor ...*

»Sagen Sie: *Hiiii*.«

Es war nicht das erste Mal, dass er zum Tode verurteilt worden war. Er hatte Erfahrung damit. Vor einem halben Jahr hatte er nichtsahnend auf dem Untersuchungsstuhl des Hals-Nasen-Ohren-Arztes gesessen, weil er so heiser war, dass er kaum noch sprechen konnte. Eine verschleppte Grippe, ein Antibiotikum und eine Krankschreibung für die folgende Woche – das war alles, womit er in diesem Moment gerechnet hatte.

»Sagen Sie: *hiiii*«, wiederholte Dr. Wedemann und schob das Endoskop noch ein Stück tiefer in seinen Rachen.

Volker würgte. »Hääää«, brachte er krächzend hervor.

Dr. Wedemanns Gesicht, nur Zentimeter vor seiner Nase ins Okular starrend, verzog sich zu einer skeptischen Grimasse. Er verlagerte das schwarze Rohr einige Zentimeter zur Seite und drückte es nach unten. Volkers Zunge verkrampfte sich schmerzhaft.

»Und noch einmal ... *hiiii*.«

Volker hustete trocken.

Der Arzt zog das bizarre Sehrohr aus seinem Mund und legte es resigniert zur Seite. Dann wandte er sich wieder seinem Patienten zu und setzte ein ernstes Gesicht auf.

»Leukoplakie«, sagte er.

»Wie?«, sagte Volker und starrte ihn verständnislos an.

»Was ist das?«

Dr. Wedemann beugte sich über seine Computertastatur, ohne ihn anzusehen. »Sie haben Kehlkopfkrebs im Frühstadium.«

*Klackklackklack* – »Larynxpräkanzerose«, erschienen auf dem Bildschirm die Buchstaben, einer nach dem anderen, wie eine bläuliche Orakelschrift auf einer weißen Wand.

Volker hatte das Gefühl, dass ihm der Boden unter den Füßen wegsackte. »Was?«

»Im Moment kann man es noch mit einer chirurgischen

Abtragung versuchen. Das muss aber schnellstmöglich gemacht werden, bevor der Tumor zu wachsen beginnt. Das wäre gar nicht schön ... Bei dieser Art Krebs sehen die Prognosen leider gar nicht gut aus; es gibt da häufig Metastasen in den Lymphknoten des Halsbereichs.«

»Und dann?«, flüsterte Volker tonlos.

Dr. Wedemann rückte seine Brille zurecht und sah angestrengt auf seinen Bildschirm. »Dann wäre die Laryngektomie dran. Dabei wird der gesamte Kehlkopf und, wenn nötig, auch der hintere Zungengrund herausgenommen. Falls Metastasen vorliegen, ist die sogenannte Halsauräumung angezeigt; dabei werden bestimmte Lymphknoten, Muskeln und Blutgefäße entfernt. Leider ist das eine ziemlich endgültige Sache. Sprechen werden Sie nicht mehr können ... allerdings kann man mit gutem Training eine Ersatzstimme entwickeln; elektronische Prothesen sind dabei behilflich. Manche Patienten können sich damit relativ gut verständlich machen.«

Volker wurde schwarz vor Augen.

»Allerdings muss ich Sie auch auf die Möglichkeit vorbereiten, dass entferntere Metastasen vorliegen«, sagte Dr. Wedemann und tippte weiter.

Volker brauchte nicht zu fragen, was das bedeutete – die Antwort war offensichtlich.

»Sie haben geraucht, ja?«, fragte Dr. Wedemann, der die Patientendaten überflog. »Wie viel?«

»Ähm ...« Volker, momentan gänzlich abwesend, musste sich einen Augenblick besinnen.

»Na, kommen Sie schon«, drängte der Arzt. »Wir kriegen es sowieso raus. Ich muss Ihnen Blut abnehmen und die Cotinin-Konzentration bestimmen ... das ist ein Abbauprodukt von Nikotin; daran kann man erkennen, wie viel Sie geraucht haben.«

»Warum müssen Sie das?«, brachte Volker hervor.